



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Deutschen in Newyork.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wirds jetzt noch gehen — über ein paar Jahre wahrscheinlich nicht mehr, weil die Leute bis dahin in vergeblichem Abzappeln Vertrauen und Mut verloren haben werden. Dann, wenn eine Anzahl Innungsge nossenschaften im Betriebe ist, an die „Linke der Gesetzgebung,“ um eine durchgreifende Entfaltung der Sache zu ermöglichen!



Die Deutschen in Newyork.



eder, der es unternimmt, über die Stellung des Deutschtums in den nordamerikanischen Freistaaten ein Urteil abzugeben, darf zwei Dinge vor allem nie aus den Augen lassen: einmal daß jeder Einzelne, welcher drüben Grundeigentum erwerben will, amerikanischer Bürger werden muß, daß also jeder Landwirt, der selbständig wirtschaften, und jeder Städter, der sich zu einem eignen homo aufschwingen will — mag es ihm nun schwer ankommen oder nicht —, den verhängnisvollen Schritt der Bewerbung um jenes Bürgerrecht thun muß; zweitens, daß jeder Deutsche, den sein Ehrgeiz in das öffentliche Leben hinaustreibt, und wenn er auch nur seinen eignen Landsleuten in weitem Kreise zu nützen wünscht, vor allem lernen muß, die amerikanischen Verhältnisse zu beherrschen, und daß es, vielleicht mit Ausschluß einiger Plätze im Westen, ganz undenkbar für ihn ist, auch nur den bescheidensten Einfluß zu gewinnen, wenn die Amerikaner, die überall den Ton angeben und die leitenden Stellen innehaben, ihn nicht als einen der ihrigen betrachten.

Somit kann sich nur derjenige erlauben, seinem Deutschtum auch äußerlich politisch treu zu bleiben, welcher, von Hause aus mit reichlichen Mitteln versehen, weder die Landwirtschaft noch überhaupt den Erwerb von Grundbesitz zu seinem Gedeihen nötig hat, und ferner derjenige, der mit gründlichen Kenntnissen und vollkommener Bildung ausgestattet, nicht erst der schweren Schulung des amerikanischen Lebens bedarf. Der erste Fall wird nicht häufig sein; die allermeisten Deutschen bringen bestenfalls ein kleines Anlagekapital mit, und das Ansinnen, auf Prosperität zu verzichten, um ihrem frühern Staatsverbande treu zu bleiben, würde gerade diejenigen außerordentlich befremden, welche um materieller Rücksichten willen ihr Vaterland verlassen haben; der zweite Fall aber wird womöglich noch seltener sein, denn abgesehen allein von den Jahren 1848 bis 1851 gehörten und gehören noch heute mindestens 99 Prozent der deutschen Auswanderer den weniger gebildeten Volksklassen an; es sind Bauern, Hand-

werker und Arbeiter, welche viel zu schwerfällig sind, um nicht so ziemlich alles von ihrer heimischen Art einzubüßen, während sie sich dem großen Umdenkungsprozeß unterziehen, sich dem amerikanischen Leben und besonders dem politischen und kommunalen Leben anpassen. Es sind nicht immer die besten, im Gegenteil vielfach gerade die minderwertigen und stupideren Elemente, welche ihr Volkstum länger festhalten, namentlich die ganz Unfähigen, welche das Englische nie erlernen.

Die praktische Folge, die sich unweigerlich aus dem Hineinziehen des Deutschen in die amerikanische Interessensphäre ergibt, ist eine Teilnahme an den Geschicken der neuen Heimat, die, wenn auch im Anfang noch so lästig, schließlich wohl immer spontan wird, und nun kommt zu den erwähnten Schwierigkeiten noch eine weitere. Dies ist die außerordentliche nationale Eitelkeit und Reizbarkeit der Herren des Landes, die in dieser Beziehung den Spaniern und Franzosen gleichstehen, die Engländer noch übertreffen. Abgesehen davon, daß der trennende Ozean nur einem Bruchteil Begüterter ermöglicht, den Kontinent zu sehen, sind es doch allein die wenigen Hochgebildeten, die etwas beschämt und in sich gefehrt nach Hause kommen; das Gros mit seinem unhistorischen, unphilosophischen Sinn, der über nichts nachdenkt als über das geliebte money making, rennt stumpfsinnig und verständnislos an den reizvollsten Stätten unsrer alten Kultur vorüber; der zurückbleibende Rest aber ist vollends geneigt, uns ernsthaft zu fragen, ob wir in Deutschland Eisenbahnen und Telegraphen hätten (do you have telegraphs in Germany? You won't say that!), und hält irgend einen shop keeper vom Lande für ein viel höher organisiertes Wesen als einen festländischen Minister. Nirgends in der Welt trifft man eine so hoch entwickelte Fähigkeit, über dasjenige abzuurteilen, was man nicht versteht (common sense wird es drüben genannt), und dies alles im Verein mit dem beklagenswerten Götzendienst des Mutterlandes, welches fast ein Jahrhundert lang vor dem „jungen Riesen“ urteilslos auf den Knien lag, haben einen derartig beschränkten Dünkel erzogen und das Selbstgefühl des Amerikaners in einer Weise hinaufgeschraubt, daß er nahezu unfähig geworden ist, der Eigenart einer andern Nationalität gerecht zu werden. So haben denn vor allem das Mißtrauen und die unverhohlene Verachtung, mit der die Klasse, welche das Heft in den Händen hielt, von Anbeginn auf die Deutschen herabsah, dem Aufsaugungsprozeß außerordentlichen Vorschub geleistet. Nur wenige fühlten, besonders in früherer Zeit, den Halt in sich, standhaft den bloody Dutchman zu spielen. Ganz schweigen wollen wir von den Kindern, den little Dutchies, den ewigen Opfern von Hänselei und Spott auf der Straße und in den Schulen.

Neuerdings ist nun mit der steigenden Wohlhabenheit des deutschen Elementes und besonders mit dem konstatierten Rückgange der anglo-amerikanischen Rasse in Bezug auf die Fortpflanzung, das Mißtrauen gegen unsre Stammesbrüder in politischer Beziehung noch gewachsen. Die amerikanischen Volkswirte

werden vielfach von schweren Träumen geängstigt, welche das Übergewicht und die einstige Herrschaft des deutschen Elementes in den United States zum — leider nur allzu schemenhaften — Inhalt haben, die Presse betet nur zu gerne solche Einflüsterungen nach, und eines steht fest: daß man unsern Landsleuten keinen schlechtern Dienst erweisen könnte, als wenn man vom Mutterlande aus eine Vertretung heimischer Interessen von ihnen verlangte, als ob diese Interessen auf beiden Seiten einunddieselben und vereinbar seien.

Und doch — wir bitten noch um einen Augenblick Geduld —, mag sich jeder Einsichtige noch so klar sein, daß wirtschaftlich und politisch unsre deutschen Brüder jenseits des Ozeans für uns verloren sind, daß jeder uns verloren ist, der ihnen folgt, wir dürfen uns hierbei nicht beruhigen; wir dürfen das dorthin versprengte deutsche Element nicht gleichgiltig sich selbst überlassen; wir dürfen nicht aufhören, es in seiner Entwicklung mit dem lebhaftesten Interesse zu verfolgen, denn die Augen aller Nationen sind auf dieses Element gerichtet; man mißt den Deutschen nach der Art, wie er sich in einer so ausgesetzten Stellung behauptet, und trotz jedes Verzichtes sind wir im höchsten Maße dabei beteiligt, wie sich in nationaler Beziehung, in Beziehung auf das Fortleben der Rasse die Zukunft der Deutschen jenseits des Ozeans gestaltet. Wird dieses Deutschtum zertreten, eingestampft, aufgesogen, verdaut, so ist dies für uns ein Schlag ins Gesicht, das Deutschtum ist nichts wert, sagt die Welt, man sieht es in Amerika! und die nationale Bewegung in unserm eignen Herzen erleidet eine schwere Niederlage. Gelingt es dagegen, den Rassenstolz in unsern deutschen Brüdern jenseits des Ozeans zu kräftigen, gelingt es, dort ein Deutschtum zu erhalten, wie emanzipirt es auch immer sei — so bedeutet dies eine Stärkung des nationalen Gedankens, die einem untergeordneten Praktiker vielleicht wertlos, dem idealeren Politiker jedoch von ungemessener Bedeutung sein muß.

Und nun, nachdem wir die Hauptschwierigkeiten gewürdigt und die Hauptgesichtspunkte hervorgehoben haben, die wir bei dem Folgenden gleichsam als Unterton hie und da mitschwingen zu lassen bitten, wollen wir uns zu unserm Thema wenden, zu den Deutschen von Newyork.

Wer in Hoboken von einem Hamburger Packet- oder Bremer Lloyd-Dampfer auf amerikanischen Boden tritt, fühlt sich aufs eigentümlichste berührt, weil überall heimische Laute an sein Ohr schlagen. Das Städtchen Hoboken, welches, am rechten Hudsonufer Newyork gegenüber gelegen, die Docks für jene Schiffe birgt, mag zur Zeit etwa 30 000 Einwohner zählen, wovon nach oberflächlicher Schätzung zwei Drittel Deutsche sind. Die Schiffsoffiziere bringen uns dort in einen vollkommen deutschen Gasthof, sie führen uns dann in eine Kneipe, wo deutsches Bier mit deutschem Gelde bezahlt wird, und landen wir an einem Winternachmittage, so ist die „deutsche Oper“ unvermeidlich, ein etwas feuchter Kunsttempel, der sich freilich nicht über „Köck und Juske“ und ähnliche „Musik-

dramen“ erhebt. Ist unsre Ungeduld nicht länger zu zähmen, so fahren wir mit der Fähre über den Hudson hinüber „nach Amerika.“

In Newyork selber nun scheint es nicht viel anders. In jedem Wagen der Pferde- oder Hochbahn, in jedem Restaurant und vollends auf der Straße kann man Deutsch reden hören in allen Mundarten; man kann dreist jeden Schutzmann und jeden Vorübergehenden auf Deutsch anreden, der zweite Mann versteht es; vollends in „Kleindeutschland“ muß man ebensosehr darauf gefaßt sein, auf Englisch eine Fehlfraße zu thun, und dieser etwa zwischen der zwölften und der Canal-Street einerseits und der dritten und der Avenue A anderseits auf der Ostseite gelegene Stadtteil birgt ein Ragout von Dialekten, wie es an keinem heimischen Platze in solcher Vielfältigkeit und Durchmischung anzutreffen ist. Der Eindruck steigert sich, wenn man große Vergnügungsorte besucht, wo hauptsächlich Deutsche verkehren, wenn man die Unmasse deutscher Namen an den Ladenschildern, wenn man die endlosen Lagerbier-Saloons, wenn man die Menge deutscher Zeitungen sieht, wenn man vollends erfährt, daß in Newyork und den umliegenden Schwesterstädten Brooklyn, Hoboken, Jersey-City schlechtgerechnet ganze 400 000 Landsleute leben! Man ist dann geneigt, Newyork wirklich nach dem Vorgange gewisser Deutschamerikaner für die „zweitgrößte deutsche Stadt“ zu halten, bis man — jene Zeitungen liest und anfängt, sich mit diesen 400 000 auszusprechen, bis man langsam, aber sicher dahinterkommt, welche Stellung unsre Brüder in der amerikanischen Welt einnehmen und mit welchen Augen sie angesehen werden.

Sa, die Zeiten, wo man nur einen Vollbart zu tragen brauchte, um vom Gassenpöbel verhöhnt zu werden, wo man am Neujahrstage auf der Straße nur Deutsch zu reden brauchte, um Beschimpfungen, zu gewärtigen ja sein Leben zu wagen, diese Zeiten klingen noch immer nach und sind erst entschwinden mit den Tagen von Sedan, Metz und Paris. Als im Sommer 1871 bei Begehung des Friedensfestes zum erstenmale eine endlose Menge mit Musik und schwarzweißroten Fahnen zur Stadt hinauszog, merkten die verblüfften Newyorker, welch ein gewaltiger Klumpen fremden Volkstums hier mitten unter ihnen stecke; es war die erste achtunggebietende deutsche Demonstration, und sie that eine tiefgehende Wirkung. Der bloody Dutelman machte seit jener Zeit dem zwar immer noch geringschätzigen, aber doch schon mehr gemüthlichen queer German Platz, und eine humanere Auffassung unsrer Landsleute begann als natürliche Nachwirkung des ruhmreichen Krieges Platz zu greifen, wenn unsre Siege auch nur deshalb von uns gewonnen worden waren, weil ein amerikanischer Major im deutschen Hauptquartiere hospitiert hatte!

Hätten die Deutschen jene Strömung zu benutzen gewußt, hätten sie die Überzeugung gehabt, daß ihre Nationalität ihnen ein Einigungsband zur Erlangung politischer Macht abgebe, wie es ein besser geschulter Volksstamm nie unbeachtet gelassen hätte — eine Überzeugung, die vorläufig noch vollkommen

fehlt und von keiner Seite angebahnt wird —, so würde das Deutschtum wahrscheinlich heute das Zünglein an der Wage im Newyorker Kommunalleben bilden. Dieses Leben wird jedoch nach wie vor von einem Bataillon korrumpirter irischer Politiker für ihre habgierigen Taschen ausgebeutet; die Stellung, welche unsere Landsleute als solche einnehmen, ist von äußerster Bedeutungslosigkeit, und es ist an den 400 000 Deutschen lediglich das erstaunlich, wie sie ihre Kräfte politisch verzetteln und sich von einem brutalen und verhassten, nicht einmal amerikanischen Pöbel nach wie vor vergewaltigen lassen! Wo immer man bei einer Wahl in den Straßen eine Fahne sieht mit der Aufschrift: Hauptquartier der deutschen Republikaner der dritten Ward, oder der deutschen Demokraten der vierten Ward, da ist der Antrieb zu dieser Einigung nicht aus dem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit gekommen, sondern die leitenden Republikaner und Demokraten erinnerten sich plötzlich — immer nur vor der Wahl —, daß es so etwas wie Deutsche in den Vereinigten Staaten gebe, und diese Deutschen einigten sich auf Befehl des Amerikaners zu amerikanischen Parteizwecken, um nach der Ausnutzung dieses Manövers wieder die angefeindeten, aber nichtsdestoweniger gleichgiltigen immigrants zu werden, denen man bei jeder Gelegenheit ins Gesicht sagt, daß sie besser von diesem gesegneten Boden ferngeblieben wären, und die das auch ruhig einstecken.

Dieser politisch ohnmächtigen Stellung entspricht die Stellung im bürgerlichen Leben. Zwar gibt es Deutschfreunde, doch sind sie vollkommen vereinzelt. Die wohlwollende Anerkennung unsers Nationalcharakters durch den trefflichen White (den frühern Gesandten in Berlin und Mitbegründer der bekannten Universität von Utica) wird mehr belächelt als verstanden, und es giebt ohnehin kein Land in der Welt, wo der reichste, gebildetste und rechtschaffenste Teil des Volkes so wenig Einfluß auf die Politik übt oder auch nur beansprucht, wie die Vereinigten Staaten. Äußert sich daher der Widerwille gegen den deutschen Einwanderer und deutschen Abkömmling auch nicht mehr so offen und roh wie früher: in den breiten und maßgebenden Schichten der amerikanischen Bevölkerung ist er vorhanden nach wie vor, und der Deutsche, als Deutscher, ist im besten Falle geduldet. Es ist das natürlich eine Erkenntnis, gegen die man sich als Neuling lange sträubt. Man möchte sich so gerne einreden: der Amerikaner fürchtet die deutsche Tüchtigkeit, die deutsche Konkurrenz. Doch kommt man leider bald dahinter, daß diese Konkurrenz nur deshalb so gefürchtet ist, weil der Deutsche den Amerikaner unterbietet, und schließlich überzeugt man sich, daß jener Widerwille nicht einmal unverdient, ja daß die Verachtung eines Stammes durchaus berechtigt ist, welcher auch nicht eine Spur nationalen Selbstgefühls zur Schau trägt. Der Yankee, der in dieser Beziehung selber eine so große Empfindlichkeit besitzt, versteht es nicht, wie jemand eine Ehre darein setzen könne, seine Nationalität wegzuworfen, zu verleugnen und zu bespeien, und wie man den patzigen Irländer gewähren läßt, der unter aller Augen

seine nationale Propaganda treiben darf, weil das zähe Stammesgefühl dieser sonst so mißliebigen Rasse Respekt verschafft, ebenso trat man den Deutschen mit Füßen und tritt ihn noch, der regelmäßig schon zu schreien anfängt, was für ein ausgezeichnete Amerikaner er sei, während ihm der Michel noch aus allen Nähten platzt.

Die Beschwerden über diese Stumpfsheit sind so alt wie die Geschichte des Deutsch-Amerikanertums. Sie sind häufig genug von weiterblickenden Landsleuten wiederholt worden, aber ebenso regelmäßig wieder verklungen.

Als im Jahre 1863 der niederträchtige Versuch gemacht wurde, die durch das Ungeschick der nördlichen Führer verschuldete Niederlage bei Chancellorsville und Fredericksburg den „feigen“ deutschen Truppen in die Schuhe zu schieben, schrieb Friedrich Kapp am 11. Mai in sein Tagebuch folgende Worte: „Dieses Ereignis ist vortrefflich geeignet, den Deutschen ihre Stellung in Amerika klar zu machen. Sie mögen thun, was sie wollen, sie werden immer nur als brauchbare Arbeiter geduldet, nie und selbst dann nicht als Gleiche anerkannt sein, wenn sie sich auch durch ihre Thaten und ihre Hingebung an die Interessen des Landes eine wohlberechtigte Anerkennung gesichert zu haben glauben.“ In der Versammlung, welche der endlich einmal ausschäumende Unwille unsrer Landsleute dann im Cooper Institute zusammenrief, ergriff derselbe Friedrich Kapp das Wort und mahnte mit eindringlichem Pathos: „Wer politisches Recht haben will, der muß Macht haben, und wer diese Macht ausüben will, der muß organisiert sein! . . . Organisiren wir uns!“

Diese Organisation war wohl in demselben Augenblicke schon vergessen, als sie verlangt wurde; es ist nie ein Versuch gemacht worden, sie ins Leben zu rufen; man nahm die amerikanischen Fußtritte geduldig hin, verleugnete sein Deutschtum nur umso stärker, und Kapp selber bemühte sich in einer Reihe nach jener Zeit entstandener Schriften, den Nachweis zu führen, daß der Gedanke des Zusammengehens von Deutschen eine Utopie, daß ihr Aufgehen in die amerikanische Nationalität ein notwendiger Naturprozeß und es vornehmlich die Aufgabe des Deutschtums sei, durch Klavierklimpern, Quartettsingen und Bierbrauen („gemüthliche Ausgestaltung des Lebens“ ist der Euphemismus dafür) anregend und befruchtend auf die angloamerikanische Rasse zu wirken.

Wir wollen gerade diesem Manne keinen Vorwurf machen, der vielleicht weniger gelitten, aber sicher auf seine Weise so redlich und uneigennützig wie nur irgend ein anderer sich angestrengt hat, um die Stellung seiner Blutsbrüder im Lande zu heben, dessen viel zu wenig gekannte Schriften im übrigen eine wahre Fundgrube der allermerkwürdigsten Dinge bilden, so merkwürdiger und im Munde eines Liberalen so befremdlicher Dinge (wir kommen noch darauf zurück), daß sie sogar von seinen eignen Parteigenossen gelegentlich als „burleskos,“ d. h. als nicht ganz zuverlässig, verschrieen wurden.

Wir wollen ferner nicht vergessen, daß eigentlich alle Deutschen, welche vor

1866 in die United States einwanderten, für den Kampf um das nationale Dasein so mangelhaft ausgerüstet waren wie nur möglich; daß sie aus einem durchaus noch schwachen, eben erst zu selbständigem politischen Leben erwachenden Lande kamen, daß die Allermeisten verdrossen und mißmutig, ungeduldig und erbittert der Heimat den Rücken gekehrt hatten, daß sie an großen Erinnerungen keinen Halt hatten, dagegen ein äußerst selbstbewußtes Volkstum vorfanden, daß die Zeiten in Amerika damals noch gut, der Verdienst reichlich, die Wirtschaft aus dem Vollen noch im Gange war, und daß der Geldgewinn besonders bei Leuten von geringer Bildung vollends dem Faß den Boden ausschlagen mußte. Trotzdem zeugt die Art, wie die allermeisten ihr Deutschtum achtlos und unbedenklich fahren ließen, von soviel Charakterschwäche, der Deutsch-Amerikaner, besonders der ältere, verleugnet auch heute noch die Beziehungen zu seiner Abkunft und die Pflichten, die sie ihm auferlegt, mit solcher Lust, seine Gleichgiltigkeit ist so verblüffend, er antwortet dem Amerikaner sein: I don't care for Germany — I don't care for politics so fließend und so ohne Scham, daß uns die peinlichsten Eindrücke nicht erspart bleiben und man schweren Herzens immer wieder zu dem einen Gedanken zurückkehrt: Was alles haben wir daheim noch zu leisten, damit andre Menschen unser Vaterland verlassen!

Unter den vielen, mit dem der Schreiber dieser Zeilen jenseits des Ozeans Meinungen ausgetauscht hat, steht ihm besonders ein Veteran aus dem Sezessionskriege in lebhafter Erinnerung, ein Mann von vielseitiger Bildung, reifster Lebenserfahrung, fähig, jede Regung eines menschlichen Herzens mitzufühlen, wohl bewandert in heimischer und fremder Geschichte. Dieser Mann war ein begeisterter Offizier, der mit voller Überzeugung für jene Kämpfe eintrat, in welchen über 400 000 Menschen allein auf nördlicher Seite gefallen waren, für eine politische Machtfrage (denn der Krieg wurde geführt, um die Union zu retten, und die Sklavenemanzipationsfrage wurde erst gegen Ende des Krieges brennend), und er sprach von seinen Feldzugserinnerungen mit solchem Feuer und mit so wenig Sentimentalität, daß man in ihm wenn auch nicht einen skrupellosen, so doch einen derben und praktischen Soldaten vermutete. Sobald aber das Gespräch auf unsern Krieg von 1866 kam, ein Umschlag, der überraschend war! Dieser Krieg, der in sieben Tagen mit den allgeringsten Opfern eine jammervolle, verwirrende Geschichte beendigte, ein großes Volk der langersehnten Einigung näher brachte und Millionen von Existenzen endlich eine gesündere und kräftigere Entwicklung ermöglichte, dieser Krieg: ein Bruderkrieg, eine Schmach, unnütz, verderblich, garnicht darüber zu sprechen! Derselbe Mann dann wieder (selbstverständlich von deutscher Abkunft und schon im Mannesalter ausgewandert) wohl vertraut mit jeder Schattirung des amerikanischen Charakters, unermüdlich, die Eigenheiten und Vorzüge seiner neuen Landsleute herzuzählen, ihnen so ähnlich in allem und, ohne es zu wissen, gewappnet mit einem so strammen amerikanischen Nationalgefühl, daß es bei

jedem andern eine Freude gewesen wäre, es zu sehen, und dann, sobald die Rede auf Deutschland kam: ein Kosmopolit, ein Verächter des Nationalitätsprinzips; Vaterland: Unsinn; Gefühl der Zugehörigkeit zur Familie: nichts als Gewöhnung; Rasse: Humbug! Man traute seinen Ohren nicht! Und wenn dann die ganze Stufenleiter der Dialektik hinauf und herunter abgewandelt war, wurde zuletzt der große Trumpf ausgespielt: es würden ihn keine zehn Pferde dazu bringen, wieder in den deutschen „Unterthanenverein“ einzutreten, und dabei merkte der gute Mann nicht, daß er etwas viel schlimmeres geworden war: der Unterthan einer fremden Nationalität.

Die deutsche Presse, welcher die Aufgabe zufiele, Wandel zu schaffen, versagt hier. Wir sprechen dabei nicht von der Presse des Westens, die wir nicht genau genug kennen, aber die Newyorker Presse zu lesen ist für einen Freund und Bekenner des Deutschtums eine fortgesetzte Pein. Wir haben das angesehenste und am besten redigirte Newyorker deutsche Blatt bereits im Frühjahr 1885 in diesen Seiten charakterisirt, und trotz der endlosen Reihe von Erwiderungen, die jener kleine Aufsatz hervorrief, halten wir unsre Vorwürfe in allem wesentlichen aufrecht. Wir können hier unmöglich auf die plumpen Schimpfereien eingehen, welche die gegnerische Polemik gezeitigt hat, und wollen nur Scherzes halber unsern Lesern mittheilen, daß wir mit Entrüstung unter anderm auch „eine Reptilie“ genannt wurden, was in der Wortbildung wenigstens die „Unabhängigkeit“ des verehrlichen Blattes der unsrigen weit überlegen erscheinen läßt. Wir haben aber gegen das Blatt den Vorwurf der Abhängigkeit garnicht einmal erhoben. Wir sind nach wie vor der Überzeugung, daß es aus lauterm und persönlichem Egoismus die Interessen des großen Judenseckels vertritt und die Interessen des Deutschtums verleugnet, denn sein Besitzer und Leiter ist mehrfacher Millionär. Daß er diese Millionen verdient hat durch ein deutsches, auf dem Boden des Deutschtums entstandenes und gediehenes, von Deutschen gelesenes und bezahltes Blatt, hindert nichts. Das Amerikanertum ist die stets bereitstehende Ofenbank, auf die sich Michel fauchend zurückzieht, sobald irgendeine nationale Anforderung an ihn herantritt; sollte diese Zuflucht dem vornehmsten deutschen Organ in Newyork verschlossen sein, weil es Pflichten hat? Man irrt sich: die Ofenbank ist die nationale Pflicht des Deutschamerikaners. Von dort aus läßt sich die Sache des Deutschtums ja so tapfer verhöhnern, lassen sich seine Interessen mit solcher Schläfrigkeit vertreten, lassen sich die Rohheiten des Amerikaners so lakainhaft hinnehmen, lassen sich die Anforderungen an die Deutschen so niedrig stellen und so wacker vergessen. Von dort her wurde uns ja auch zugeschrieben, die Newyorker Staatszeitung sei ein „von Amerikanern für Amerikaner“ geschriebenes Blatt, wir sollten das doch endlich wissen. Gesezt, die Irländer hätten eine eigne Sprache, und das stimmführende irische Organ von Newyork antwortete auf die Ermahnung, sich doch etwas besser über die Heimat zu unterrichten, mit dem eben zitierten amerikanischen Refrain, Paddy würde dieses

Blatt „boycotten“ und vom Boden vertilgen in no time. Dem Deutschen aber erscheint dergleichen nur natürlich, und trotz allem, was geschehen ist, sind ihm die Anschwärzungen des „Soldatenkaisers“ Wilhelm und des „General Bismarck“ eine Wohlthat. Wie oft mag schon der Yankee verächtlich gelächelt haben, wenn die Staatszeitung ihren Lesern weiß macht, Bismarck sei ein „Feind“ des amerikanischen Volkes, weil ihm die Berliner und Hamburger vor den Newyorkern, weil ihm die 45 Millionen „Deutschländer,“ die seiner Fürsorge anvertraut sind, vor den 10 Millionen Deutschamerikanern kommen, die auf ihn pfeifen, weil er mit einem Worte deutsche Politik treibt. Das darf ein Deutscher doch nicht. Ein Deutscher hat die Verpflichtung, französische oder römische oder amerikanische oder irgend-eine andre fremde Politik zu treiben, besonders aber, wenn er deutscher Reichskanzler ist.

Man darf sich nach diesen (und frühern) Proben der Polemik gegen „deutschländische“ Verhältnisse und Staatsmänner nicht wundern, wenn die Verstocktheit selbst bei gebildeten Newyorker Landsleuten maßlos ist. Von den Schwierigkeiten, die ein Volk mit einer tausendjährigen unglücklichen Geschichte auf seinem Rücken, überall mit gegebenen, überlieferten Verhältnissen vor sich, eingeklinkt in drangvoller Enge zwischen übelwollenden Nachbarn, mit den komplizirtesten Aufgaben im Innern, auf seinem Wege findet, von diesen Schwierigkeiten weiß niemand und will niemand etwas wissen. Eine Schätzung derselben würde Gerechtigkeit bedeuten, und Schimpfen ist doch Pflicht! Als der Schreiber dieses Aufsatzes im Januar 1884 den amerikanischen Boden betrat, war es mit das erste, was ein Freund ihm, mit großer Erbitterung, entgegenhielt: „Was, was hat denn Deutschland geleistet? Sage mir doch bloß irgend etwas Hervorragendes, Nennenswerthes, was ihr in letzter Zeit drüben zu Wege gebracht habt!“ Und als ich ihm erwiderte, daß wir u. a. die Staatsbahnen zu Wege gebracht hätten, welche unsre wichtigsten Verkehrseinrichtungen wieder zu dem gemacht hätten, was sie sein sollten: gemeinnützig — während in Nordamerika in dieser Hinsicht eine Bereicherung Einzelner, ein Interessenkampf, eine Ausbeutung, eine Spekulation, eine Einschüchterung, Beeinflussung und Korruption bis in die fernsten Kanäle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens hinein zum Himmel schreit, da hatte dieser Mann von den Staatsbahnen, von ihrem Wesen und Werte keine Ahnung! Er hatte noch weniger Ahnung von unsrer kaiserlichen Botschaft und unsrer sozialen Gesetzgebung, die sich auf dieser Botschaft aufbaut, aber seit fünf Jahren hatte die Newyorker Staatszeitung auf seinem Frühstückstisch gelegen, und es war das einzige Blatt, welches er las! Verhöhnung monarchischer Institutionen, Verleumdung unsrer Armee, die stets nur als eine vollkommen unproduktive Einrichtung dargestellt und, wo sie etwas geleistet hat, immer zum „Volksherr“ gemacht wird (es soll etwa bedeuten, daß die untüchtigen Offiziere von dem herrlichen Volke mit fortgerissen worden seien), Anpreisung der alleinseligmachenden Demokratie und Liebäugeln

mit unsrer unfruchtbaren Opposition, das sind die Grundlagen, von welchen aus man dort unsern Zuständen nähertritt. Alles andre paßt nicht in den Kram. Man findet sich mit oder ohne Zitirung deutscher Blätter damit ab, und Entfremdung vom Deutschtum um jeden Preis, das ist das Ziel des verdorbenen Instinkts, welcher sich, so lange wir in Amerika weilten, in der deutschen Newyorker Staatszeitung äußerte, und welchen sie immerhin ihre „nationale Gesinnung“ nennen mag, wenn es ihr beliebt.

Das erwähnte Blatt bietet übrigens noch insofern eine interessante Erscheinung dar, als es uns die Presse veranschaulicht, wie sie vielleicht auch in Deutschland ohne Bismarck geworden wäre. Man kann eigentlich nicht sagen „ohne Bismarck,“ denn die Persönlichkeit dieses Mannes ist so mächtig, daß sie auf viele wirkt, welche lieber zur Lüge greifen als diese Wirkung zugestehen würden, und der Einfluß dieses „Generals“ ist in hundert Wendungen und in hundert Anschauungen auch in der Newyorker Staatszeitung zu erkennen; vorherrschend und maßgebend ist jedoch nach wie vor der alte 48er Grundton. Wir wollen die 48er nicht unterschätzen; sie führten dem Deutsch-Amerikanertum jenen so unentbehrlichen geistigen Gehalt zu, ohne den es noch widerstandsunfähiger geworden wäre, als es ohnehin schon ist. Sie allein haben auch die in Betracht kommende deutsch-amerikanische Presse gegründet und emporgebracht, und mag man über diese Presse denken, wie man will, sie könnte jedenfalls noch mangelhafter, noch verrannter und noch undeutscher sein; dies ist immerhin ein Lob, mit welchem wir nicht zurückhalten wollen. Der Fehler ist nur, daß die 48er Ideen in Amerika einen Boden fanden, auf welchem sie ins Kraut schießen und aufhören mußten, Früchte zu zeitigen. Verbissenheit und Verblendung sind das einzige, was hier noch gedeiht, und wer hören will, was alles auch nach 1870/71 an Haß gegen das Mutterland geleistet wird, der gehe in die Newyorker Weinstuben und höre die Alten vom Hecker und vom badischen Feldzuge erzählen, der belausche, wie sie dasitzen mit weißen Haaren und roten Gesichtern, schmälend und scheltend, Essig trinkend (denn der Wein in Newyork ist nicht vom besten), Essig sprechend und, wenn sie nur könnten, auch alles zu Essig machend. Sie haben ihre Zeit gehabt, die guten 48er, aber sie sind auch mehr als überlebt! Es giebt neuen und bessern Sauerteig im Lande genug.

(Schluß folgt.)

